



Ein Totenschädel: auferstanden

Auch nachdem die kulturelle Revolution in China, die mit dem Datum des 4. Mai 1919 verbunden wird, zu einer Erneuerung der chinesischen Literatur beigetragen hatte, scheuten sich deren junge Autoren nicht, alte literarische Themen wieder aufzugreifen. Auch der bedeutendste Vertreter dieser neuen Literatur, Lu Hsün () tat das, und in seiner 1936 erschienen Sammlung von Prosatexten mit dem Titel "Alte Geschichten, neu erzählt", nimmt er sich zu diesem Zwecke die Totenschädel-Parabel des Chuang Chou vor.

Zunächst folgt Lu Hsün, natürlich in eigener Sprache und mit eigenen Worten, dem Geschehen seiner Vorlage, wobei er auch auf den Schmetterlingstraum verweist. Dann aber beschwört er den Herrn des Schicksal seiner Vorlage, den Schädel bzw. die zu diesem gehörende Person zu neuem Leben zu erwecken (Übers. Michaela Link):

"Und ebenso will mir scheinen, man kann nicht mit Sicherheit davon ausgehen, daß dieser Schädel in diesem Augenblick nicht doch lebendig ist,

während er vielleicht nach der sogenannten Wiedererweckung zum Leben erst richtig tot wäre. Ich bitte Euch, großer Herr, laßt dieses eine Mal Vorschrift Vorschrift sein. Wenn man schon als Mensch anpassungsfähig sein muß, da darf man doch als Gott erst recht nicht so engstirnig sein!"

Der Gott ist einsichtig, und das erste Wort das der Neubelebte herausbringt ist "Hä?" Lu Hsün beschreibt ihn folgendermaßen: "Er ist hochgewachsen und sieht mit seinem roten Gesicht aus, als komme er vom Land. Er ist splitternaht. Nachdem er sich mit den Fäusten die Augen gerieben hat, kommt er langsam zur Besinnung und entdeckt Chuang Chou." Auch dem fällt als Antwort nur ein "Hä?" ein.

Erst jetzt entfaltet sich diese in Dialogform verfaßte Grotteske. Der Philosoph findet heraus, daß der Auferstandene schon vor 500 Jahren lebte und auf dem Weg zu einem Verwandtschaftsbesuch war, als ihn ein Wegelagerer erschlug und seiner Kleidung und Mitbringsel beraubte. Die will der Auferstandene jetzt von ihm zurück, und es kommt zu einem Handgemenge. Der Denker pfeift einen Gendarmen herbei, bei dem Lu Hsün wahrscheinlich an Konfuzius gedacht hat. Bald kann der Philosoph sich davonmachen, und jetzt hat der Gendarm es mit dem nackten Auferstandenen zu tun. "Nun, dann leihen Sie mir doch ein Paar Hosen!" verlangt der Mann, worauf der Gendarm nur zu antworten weiß: "Ich habe ja selbst nur dieses eine Paar. Wenn ich es dir leihen würde, sähe ich doch unmöglich aus. (Reißt sich mit allen Kräften los.) Nun mach hier keinen Kra-wall. Laß mich los."

Ein Gendarm ohne Hosen – das gäbe tatsächlich ein etwas befremdliches Bild ab. Das Stück endet in einem wilden Gepfeife des Gendarmen.

Acht solcher Begebenheiten hat Lu Hsün in diesem Band zusammengestellt, darunter auch solche über die altchinesischen Denker Lao-tzu und Mo-tzu. Er rechtfertigt seine Vorgehensweise in einer Einleitung: "Da ich jedoch für die Alten nicht so viel Respekt habe wie für die Heutigen, konnte ich ein paar Possen nicht unterdrücken. (...) Aber immerhin habe ich die Alten nicht noch lebloser gemacht, als sie es ohnehin schon sind. Und dies mag erst einmal zur Rechtfertigung dieses Buches genügen." – Selbst wenn ein gegenwärtiger deutscher Leser nicht alle Feinheiten von Lu Hsüns Witz, die auf seine Kenntnis jener "Alten" zurückgehen, versteht – eine vergnügliche Lektüre sind diese acht Geschichten auch für ihn: viel zu wenig bekannt! Und natürlich sind auch sie Parabeln.